



Leseprobe

Michael Kleeberg
Karlmann
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 30. August 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Betriebsgeheimnisse eines ganz normalen Mannes

An seinem Hochzeitstag fühlt sich Karlmann »Charly« Renn als Sieger. Er hat seine Traumfrau geheiratet, und Boris Becker gewinnt Wimbledon. Alles scheint möglich. Michael Kleebergs Roman durchleuchtet Familie und Freunde, das Lieben und Arbeiten seines Helden mit so unerbittlicher Präzision, dass die Banalität des Alltäglichen seine verborgene Faszinationskraft enthüllt. Ein Buch über die Zeit und was sie mit den Menschen macht. Kleeberg betreibt mit literarischen Mitteln nicht weniger als eine Anthropologie des Männlichen. Charlie Renn nämlich ist ein Jedermann, ein Mann, den man zu kennen glaubt. Einer, der begehrt, sucht, funktioniert, sich fügt und vom Ausbruch träumt. Aber so wie der Autor ihn beobachtet und seziert, hat man ihn noch nie gesehen.

Der erste Band der großen Karlmann-Trilogie, gefolgt von den Romanen »Vaterjahre« und »Dämmerung«, eröffnet die literarische Epochenbesichtigung, die von den 1980er-Jahren bis in unsere Gegenwart reicht.



Autor

Michael Kleeberg

Michael Kleeberg, 1959 in Stuttgart geboren, studierte Politische Wissenschaften und Geschichte. Nach Aufhalten in Rom und Amsterdam lebte er von 1986 bis 1999 in Paris. Heute arbeitet er als freier Schriftsteller und Übersetzer in Berlin. Für sein literarisches Werk wurde er vielfach ausgezeichnet, u.a. 2008 als Mainzer Stadtschreiber. Zu seinen

MICHAEL KLEEBERG, 1959 in Stuttgart geboren, studierte Politische Wissenschaften und Geschichte. Nach Aufhalten in Rom und Amsterdam lebte er von 1986 bis 1999 in Paris. Heute arbeitet er als freier Schriftsteller und Übersetzer in Berlin. Für sein literarisches Werk wurde er vielfach ausgezeichnet, u. a. 2008 als Mainzer Stadtschreiber. Zu seinen wichtigsten Büchern zählen: »Ein Garten im Norden« (1998), »Der König von Korsika« (2001) und »Karlmann« (2007). 2010 erschien der Roman »Das amerikanische Hospital«, der für den Deutschen Buchpreis nominiert wurde und für den Michael Kleeberg 2011 den Evangelischen Buchpreis erhielt. Sein Roman »Vaterjahre« wurde u. a. mit dem Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg ausgezeichnet. 2016 erhielt Michael Kleeberg für sein Gesamtwerk den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. 2023 findet seine Karlmann-Trilogie mit »Dämmerung« ihren krönenden Abschluss.

Michael Kleebergs »Karlmann« in der Presse:

»Ein einzigartiges Buch, ein grandioser Roman.«

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

»Wer sein Publikum über 500 Seiten zu unterhalten versteht mit einem ernstesten Roman, der ist schon ein toller Kerl.« *Süddeutsche Zeitung*

»Kleeberg kann Romanszenen auffalten, die ohne Zweifel zum Besten der deutschen Gegenwartsliteratur gehören.« *Die Zeit*

»Eine sprachlich meisterhafte Innenbetrachtung des männlichen Ichs. Genial gut.« *Bild am Sonntag*

»Der große, ja großartige Roman »Karlmann« von Michael Kleeberg. Eine unwiderstehliche Mischung aus Erzählkunst und Reflexion.«

Hamburger Abendblatt

»Kleeberg kann schreiben, dass einem schwindlig wird.« *NDR*

Die Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel *Karlmann* bei DVA.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe
by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlag: bürosüd nach einem Entwurf von semper smile
Umschlagmotiv: plainpicture/LP
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-11121-4
www.penguin-verlag.de

Für Scotty und Toune

*Manch Leben ist, wie Licht und Nacht, verschieden,
In goldner Mitte wohnest du.*

FRIEDRICH HÖLDERLIN

*Die Sanftmütigen werden die Erde besitzen,
aber nicht die Schürfrechte.*

PAUL GETTY

Juli 85

Wo entspringt diese ungeheure Zuversicht, die sich durch den Bildschirm hindurch auf dich überträgt und fortpflanzt: Es kann nichts passieren. Es kann nichts schiefgehen.

In den leeren blauen Augen, die nach innen horchen (darüber im Sonnenlicht leuchtend der weißblonde Fransenteppich der Schweinswimpern)? In dem ernsten, versunkenen, kalten Kindergesicht? Der spielerisch oder als sei er ein schüchternes kleines Mädchen, das etwas aufsagen soll, vor- und zurückgleitenden rosigen Zunge im Mundwinkel, wenn zugleich die Augen starr werden wie Gewehrmündungen?

Du weißt es nicht.

Vielleicht in dem breitbeinigen, steifen, fast gorillahaft im Oberkörper pendelnden Stand auf weißbeflaumt-weißen, obszön kräftigen, säulenhaften Schenkeln? Der irrsinnigen Bogenspannung des weißen Oberkörpers, sodaß sich vor der Explosion, vor dem Zusammenschnappen, dem schußähnlichen trockenen Knall, Hinterkopf und Waden, so meint man, berühren müssen? Oder in der im Grunde lächerlichen geballten Faust, der man dennoch glaubt wie der Geste des Erlösers?

Diese sinnlich aufgeworfenen vollen Lippen im Profil, wie geschwollen, wie angeklebt, die helle Haut, der blonde Lulu-Haarhelm, länger jetzt als vor zwei Wochen. Und wie er fällt! Der Sprung dem ausgestreckten Arm hinterher, quer in der Luft schwebend. Der Aufprall dieses schweren, großen, weißen Kindmann-Körpers. Ein abstoßender Anblick: wie ein erschossenes riesiges Albino-Tier.

Stürzen, Staubfressen, Erniedrigung. Und wie langsam er sich zunächst wieder aufrappelt. Er kniet auf allen vieren, der Kopf hängt, langsam langsam, wie ein angeschlagener, angezählter Boxer, noch halb groggy, kommt er wieder hoch, wuchtet sich seitlich hoch, pustet, spuckt sich in die Hände wie wir früher zum Klettern an der Teppichstange.

Und dann dieser Blick! Dieser blaue, undurchdringliche, unbezwingbare und zugleich nichtsahnend naive Blick aus diesem zarten Kindergesicht! Gott, er weiß gar nicht, was das ist: Verlieren! Er weiß gar nicht, was das ist: Niederlage und Angst und Scham! Er kann zwanzigmal wie ein geschlachtetes Schwein in den Staub klatschen und wird wieder hochkommen mit diesem intakten Blick. Der nichts Gutes verheißt. Das ist mehr als Zuversicht, mehr als Gewißheit, mehr als Sport.

Das ist etwas ganz Neues, etwas, das noch nie da war und wofür es kein Wort gibt. Das ist der, der unsere Träume erfüllen wird, das ist der, der dich spüren läßt, welch grenzenloses, welch unermessliches Potential du selber hast.

Gänsehaut, siehst du? Das ist der elektrische Kontakt, der Kraftfluß von ihm zu mir und zurück, wieder hinein in das riesige, noble, grüne Geviert.

Letzter Sonntag des Turniers im grünen Londoner Südwesten. Englisch diszipliniertes Warten auf das abschließende Crescendo vor dem sterbensöden Montag. Die zwei Wochen lang in T-Shirts und Sonnenbrillen, Pepitahütchen und Basecaps, in Regenhüllen und Kapuzen umherstreifenden Massen, die mit Popcorn und Chips und Wimpeln und Regenschirmen die Alleen zwischen den Plätzen füllten im Schatten der modrigen Holzgerüste und Betonpfannen des Center Courts und des Courts Number One, sind verschwunden. Alles ist leergefegt, nur die hohe grüne Schüssel des zentralen Stadions voll bis auf den letzten Platz. Amplituden aus Licht und grünesprenkeltem Schatten, aus Stille, in der das Plock-Plock des Ballwechsels widerhallt, und dem aufrauschenden, hochbrandenden Lärm der Menge, Applaus, der klingt wie das Auffliegen eines Schwarms von zehntausend Zugvögeln. Amplituden aus sonntäglicher Sommerlethargie und nervös-elek-

trischem Prickeln. Vereinzelte schrille Schreie, die eine Welle von Gelächter überspült und erstickt. Von den Tribünen steigt ein Geruch nach Sperrholz und Leim auf und feuchtem Segeltuch und nassem Rost, nach Schweiß und Sonnenmilch, nach aufgestoßenem Bier, nach Cola und Ketchup und nach süßlichen und säuerlichen Eaux de Cologne. Menschen, die mit der Tube aus der Stadt gekommen sind, Menschenströme, die Schlange standen vor den metallisch riechenden Drehkreuzen, Familien, Paare, Männergruppen; aus Chelsea, Belgravia, Dagenham und Brixton sind sie gekommen, der ganze Hautfarbenregenbogen von fahl bis bläulich schwarz, klassenlose Gesellschaft der Glücklichen, die Karten ergattert haben fürs Endspiel, alle gleichwertig im Schatten des Mythos, alle privilegiert und stolz. Das Wetter spielt mit, keine dunkle Wolke in Sicht, wie so oft in den letzten zwei Wochen. *The year of the thunderbolt.*

Das weiße Grundrauschen der Erwartung schwillt an und überträgt sich aus dem Londoner Sportpark via Weltraum, Satelliten, Schaltzentrale und Antennendraht auch in dieses Zimmer, das Diesseits des Center Courts, die Welt hinter dem Sucher der Kamera: Hier ist sie, die Hamburger Wohnung von Charly Renn, der heute morgen geheiratet hat.

Er sitzt zurückgelehnt – noch zurückgelehnt – in dem grünen Sofa, trägt noch die schwarze Anzughose vom Standesamt und das weiße Hemd. Dessen oberste zwei Knöpfe sind geöffnet, die Krawatte hat er mit der Bewegung eines Erstickenden gelockert beim Nachhausekommen, eine Geste und ein Gefühl aus irgendeinem amerikanischen Film, den er halb unbewußt nachspielt, eine Societykomödie – die schlechten enden alle mit dieser Heiratsszene, während die guten erst mit dem Abgrund einsetzen, der sich danach auftut ... Fehlt der Whisky oder Martini, der ihm gereicht werden müßte. Die andern werden Bier wollen zum Match. Die Manschettenknöpfe, die er vom Alten geborgt hat, liegen im Aschenbecher auf dem Beistelltisch.

Ist es das Bewußtsein deines großen, außergewöhnlichen Tages, das jetzt auch diese Bilder mit einer ganz persönlichen Bedeutung tränkt? Ist es das Lampenfieber des Zuschauers vor dem bang-

entspannt erwarteten Stellvertreterkampf, das ausgreift und dich plötzlich existentiell erfüllt?

Interferieren die Schwingungen einer persönlichen und einer überpersönlichen Erregung derart, bezieht man mit einem Mal alles auf sich und sich auf alles, glaubt, die Welt drehe sich um einen, und man selbst drehe sich zugleich um die Welt, sodaß man einen zugleich historischen und panoramatischen Blick auf sich und von sich bekommt. Der Fokus der Wahrnehmung verengt sich nicht auf den gegenwärtigen Augenblick, sondern weitet sich, alle Rezeptoren sind auf Empfang gestellt, und so wie ein Muschelstock, ins Meer gestellt, die treibenden Mollusken an sich zieht und bindet, bis er vollhängt von wahren Clustern von ihnen, zieht Charlys Bewußtsein die Raumzeit an sich und bindet sie in seine Wahrnehmung des besonderen Moments mit ein.

Alles: der Blick aus dem Fenster auf die schräge Schattenlinie, die das sonntägliche Haus dort drüben diagonal teilt, der sonnengelbe Stamm der Platane davor, die Bilder, die das innere Auge dir erschafft, weiterschweifend über deine Stadt, dort, wo der Blick nicht hinreicht, von Backsteinfassaden, von vermoosten Parks, von der Weite des Stroms, und mit der vergegenwärtigten Zeit die Farbe wechselnd, von schwarzweißen Straßenbahnen, zu deren Beschwörung das innere Ohr das zugehörige Klappern und Kreischen liefert, die Impressionen von heute morgen, die einander wie wehende Seidentücher überflatternden Parfumdüfte auf den Treppenstufen des Standesamtes, die braungebrannten nackten Schienbeine junger Frauen, sich verjüngend zu den Fesseln hinab, die Füße umschlossen von der süßen Folter schlanker, enger, hochhackiger Pumps und Sandalen, die aus den Augenwinkeln bemerkte Hand deines Vaters, die sich beim Jawort tastend, suchend wie die eines Blinden auf Mamas behandschuhte legte – das ganze enggesponnene Netz aus Bewegungen durch die Zeit, das dich unweigerlich, unfehlbar, von Verknüpfung zu Verknüpfung zum jetzigen Augenblick gebracht hat, in diese Altbauwohnung hier im Eppendorfer Weg, in Hörweite der Osterstraße, die trotz des Zusammenlebens ihre Yin- und Yanghälften behalten hat, Christines Zimmer aus Glasvitriolen und weißem Schleiflack,

Barbie-Puppenstube im Ikea-Showroom, die bunten Siebdrucke mit Cocktailgläsern darauf und Doisneaus Kuß als Schwarz-Weiß-Poster, und deines, noch immer an die Jungesellenbude von einst erinnernd, voll sentimentalem Sperrmüll und abgestoßenen Erbstücken, und das Grenzland der Küche, in dem Verbrüderung und Vermischung der Objekte einsetzt, und der Flipper, an dem du kaum spielst (ist nicht dasselbe ohne Kneipenatmosphäre und Kleingeldsuchen), den du noch in der Jarrestadt gefunden hast, in dem kleinen Eckgeschäft im Jolassestieg, das gebrauchte Spielautomaten verkauft und herrliche, aber unbezahlbare Wurllitzers, und die verknüllt auf dem Bett liegende Jeans Christines, und ihr tänzerischer Gang, übers Becken nach vorn schiebend und doch wie ein edles Pferd die Fußspitzen aufsetzend, mit dem sie vorhin aus der Tür verschwunden ist – all das wird nicht als Nebensächlichkeit aus deiner Wahrnehmung getilgt, sondern als integraler Bestandteil des besonderen Moments aufgenommen, von dem kein Detail anders sein durfte, als es ist.

Das Gedächtnis lebt von solchen Muschelstöcken epiphani-scher Augenblicke, die ihm Schlüsselreize liefern, bei deren Nennung die an ihm festgewachsenen Cluster von Erinnerungen sich öffnen und ihre Bilder freigeben, wohingegen ganze Monate und Jahre, von denen nichts an so einem Pfahl hängt, auf immer verloren und gerade deswegen ohne Bedauern verloren sind.

Aber sowenig Charly, wird er später an diesen Tag zurückdenken, sich an die Hochzeit und das Tennismatch wird in Einzelheiten erinnern können, so getreu werden doch das Licht, die Möbel in der Wohnung, Christines ausgebleichene Jeans auf dem Bett, das Magendrücken der Spannung zwischen Bangigkeit und Erfüllung, der Widerstreit der von heutigen Eindrücken heraufbeschworenen Vergangenheitsbilder, so getreu wird doch der ganz einzigartige Fingerabdruck dieses Tages mit seinem nur ihm eigenen Linienspiel von Memento mori und Lebensfreude in Charlys Gedächtnisdatei aufbewahrt bleiben. Und je nachdem, in welchem künftigen Kontext er dieses Tags gedenkt, wird die Erinnerung eine emotionale Partitur spielen, die seine damalige Stimmung in C-Dur oder a-Moll rekonstruiert.

Das Kaleidoskop von Bildern und Gefühlen verlangt nach einem Ausdruck, und da es unmöglich ist, alles in wenige Worte zu fassen, unvorstellbar, dem Gefühl der Spannung und dem Kristall des Augenblicks angemessen Ausdruck zu verleihen, der Überdruck aber doch befreit werden muß, ist es plötzlich ein Teilaspekt, ein ganz banales Scherbchen nur, das sich selbständig macht und Charly im wahrsten Wortsinne herausrutscht. Er holt Luft und sagt, den beiden Männern zugewandt, die auf Sesseln sitzen: Wißt ihr, es ist das erste Mal, daß ich jemandem zujubele, der jünger ist als ich selbst!

Jaja, seit *Little Jimmy Osmond*, entgegnet Kai und kann dabei den nickenden Kopf mit dem klaffenden Mund nicht zur Seite drehen, er starrt in den Bildschirm hinein, auf die weißlich graue Erde mit den Sonnenpfützen, aus der hier und da staubig grüne Inseln und Atolle wachsen.

Wird in Zukunft immer öfter vorkommen, gewöhn dich besser gleich dran, ergänzt Thommy.

Auch der Ton der beiden, des Studien- und des Schulfreundes, gehört wesenhaft zur Atmosphäre dieses Tages und ist eine implizite Anerkennung der Tatsache, daß dies heute *sein* Tag ist, worauf mit Schnödigkeit reagiert werden muß, gemäß den Gesetzen ihres Sprachcodes, der, nach außen zur Abgrenzung und Hierarchisierung dienend, nach innen eben gerade für flache Hierarchien sorgt, indem er jedes Pathos mit Sarkasmen beschießt, jede Selbsterhöhung mit beißender Ironie unterminiert und jeden Gefühlshügel mit dem Bagger des Zynismus einebnet.

Es sind nicht so viele, mit denen Charly nach den Gesetzen dieses Codes umgeht. Auch Thommy, der, mittlerweile in Tübingen lebend, nur für die Hochzeit nach Hamburg gekommen ist, braucht eine Weile, bis er ihn wieder beherrscht. Auch wird er, ist man nur zu zweit, nie lange aufrechterhalten, genauso wie es völlig undenkbar ist, in größerer Gruppe anders miteinander umzugehen als in dieser forcierten, nihilistischen Schlagfertigkeit, die sich, ausgehend vom Ton bestimmter Fernsehserien, über die Jahre entwickelt und eingebürgert hat und so etwas ist wie das Gegenmodell zum zweihundert Jahre zuvor modischen

»führenden Herzen« des Zeitalters der Empfindsamkeit: nämlich die Zurschaustellung eines kalten Herzens und das Prinzip, *nicht* berührt zu sein.

Aber ebensowenig, wie schon damals die Protagonisten der hysterischen Sensibilität davor gefeit waren, in prustendes Gekicher angesichts der eigenen Übersteigerungen auszubrechen, hindert das Selbstschutz- und Schonungsprogramm der schnöden Hard-boiledness Charly und Konsorten daran, unter vier Augen und bei gedämpftem Licht halblaut intimste Geständniskultur und Seelenzergliederung zu pflegen.

Kai, der zu Hause war zwischendurch, hat sein weißes kurzärmeliges Button-down-Hemd und die schwarze Krawatte anbehalten, trägt dazu aber Jeans und Docksidcs.

Wie kommst du eigentlich nachher da hin?

Jobst holt mich ab.

Service, sagt Thommy anerkennend. Mit Ines?

Nein, die Trauzeugin bleibt zur Anprobe des Abendkleids an Christines Seite.

Wär man doch auch gerne dabei.

Hat einen nur keiner gefragt. Wo denn, bei ihren Eltern?

Charly nickt.

Na, vielleicht belehren sie sie ja in letzter Minute noch eines Besseren.

Zu spät, sagt Charly entspannt. Die Unterschriften sind geleistet.

Kai, skeptisch wie immer: Wenn du dir anschaust, wer wen rausgeschmissen hat, besitzt er überhaupt keine Chance. McEnroe und Connors in drei Sätzen weggefegt. Das wird laufen wie üblich: Silbermedaille und das wars. Die Deutschen kacken doch alle ab, wenna drauf ankommt.

Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Ich hab so ein Gefühl, so ein Gefühlchen. Ich glaube, der könnte es sein.

Das hast du bei Gross auch gesagt, Mark Spitz hast du gesagt. Und dann kam irgendein hungriger unbekannter Australier, und er hatte nichts mehr zuzusetzen. Zwei Medaillen sind doch auch schön. Aber eben nicht, wenn man das Zeug zu fünf hätte.

Und er war nichtmal wütend. Alle zu satt, zu nett, denen fehlt das entscheidende Gen, das, ich weiß nicht, der Wahnsinn, das Über-sich-hinauswachsen-Können.

Theoretisch hast du ja recht. Trotzdem. Ich glaube, der hat das Gen.

Und außerdem, siebzehn, ungesetzt, nichts gewonnen bisher.

Queens hat er gewonnen, nun stell dir doch mal vor ...

Ich stell mir ja vor. Ich wills mir nur nicht zu sehr vorstellen, weil es am Ende doch nichts wird. Willst du meine Hände sehen? Als hätt ich sie unter den Wasserhahn gehalten.

Charly starrt auf Kais wie zur Abwehr hochgereckte Handflächen. Die großen runden Augen unter den hochgebogenen Brauen über dem rotblonden Schnurrbart. Die Sekunden der Irritation, die du so liebst: Meint er das jetzt ernst? Als wir in der Mensa diskutierten mit diesem Mädels vom ASTA, dem wir nur zugehört haben, weil es überraschend hübsch war, und das uns zur Mitarbeit aufforderte und zum Eintritt in die KPD/ML oder die Grünen oder was, und Kai, ohne eine Miene zu verziehen, antwortete: Nein danke, ich bin bereits im ADAC.

Aber angenommen, er schafft es ...

Träume du nur, solange du noch kannst. Wenn er das schafft, dann ... dann ... dann können wir sagen, wir sind dabei gewesen ...

Ach ja, was bliebe von den Jahren ohne den Sport? Das samstägliche Ritual der Sportschau, das in der Kinderzeit Höhe- und Ruhepunkt, Dreh- und Angelpunkt der Wochenenden gewesen war, nur komplett, wenn sie alle davorsaßen, samt Onkels und Tanten zu Familienfesten. Was in anderen Familien der sonntägliche Kirchgang, bei uns war es die samstägliche Bundesliga, ein Moment der Besinnung (und oft genug der trauten Langeweile).

Irgendwann emanzipiert sich das eigene Leben vom Sport, weiß nicht, ob man darüber glücklich sein soll, irgendwann sind die stärksten Emotionen nicht mehr die kollektiven des Sports, sondern die geheimen, privaten, unmittelbaren des eigenen Lebens.

Weißt du, daß es lange her ist, daß ich vor einem Fußballspiel derart gezittert habe wie heute?

Der Fußball ist auch nicht mehr, was er mal war, sicher, wenn sie die Hymne spielen, kriege ich immer noch Gänsehaut, aber...

74 war trotz des Sieges nur noch ein Schatten von 70, sagt Thommy. Und 82 hat einen so schalen Nachgeschmack hinterlassen wie ein in Gesellschaft von Leuten, mit denen man sich nichts zu sagen hat, vertaner Abend.

Und 78? fragt Kai süffisant.

Alesia? Ich kenne kein Alesia, antwortet Thommy.

Das Beste dran ist sowieso die Bild am nächsten Morgen beim Frühstück oder Eiberle in der SZ, sagt Charly. Trotzdem: Wenn ich mal einen Sohn kriege mit Christine, stecke ich ihn auch in den Fußballverein, um meinen Teil für Deutschlands Zukunft zu tun...

Der Satz ist ein gutes Beispiel für jenes Sich-in-der-Schweben-Halten zwischen Ernst und Ironie, mit dem sie alle drei dem Sport gegenüberstehen. Charly betont ihn so, daß er wie ein Scherz klingt, er soll auch ein Scherz sein, nichtsdestoweniger hat er vor, es tatsächlich so zu halten. Es ist die Schizophrenie oder das dialektische Spiel zwischen der Tatsache, daß man weit über diesen Zustand hinausgewachsen ist, in dem der Sport ernst und heilig war wie die Religion für Kinder, daß man desillusioniert längst vom Jugendtraum Abschied genommen hat, selbst ein umjubelter Sportler werden zu können, daß man die Beliebigkeit, das Lächerliche, auch das Widerliche des Sport-Business längst durchschaut, und der Melancholie über dieses Wissen, der man sich mit Erwachsenenkraft und Männerstarrsinn ein paar köstliche Momente lang erwehrt. So ist eine solche Sportübertragung heute immer ein je nach Charakter mit Zynismus, Sarkasmus, Selbstironie oder sentimentaler Naivität betretenes Kinderreservat, als brächen erwachsene Männer abends heimlich auf dem Spielplatz ihrer Jugendtage ein und riefen einander inmitten der schaukelnden und rutschenden Nostalgieseligkeit Zoten und Gemeinheiten zu. Es ist ganz ernst gemeint und zugleich ganz unernst, aber daß es eben beides ist, versteht nicht, wer nicht als Kind in diesem Glauben aufgewachsen ist.

Aber genau wie wirkliche Religiosität ist es zugleich mehr als das, nämlich Sehnsucht und Ehrfurcht. Ehrfurcht vor der epischen Größe des Zweikampfs, seiner Reinheit und Ehrlichkeit, seiner zivilisierenden Kraft und zugleich seiner mythischen Schicksalsverwobenheit. Die Liebe zu einer Kunstgattung oder Kulturpraxis, an deren Möglichkeiten und Berechtigung man tief innerlich nicht mehr glaubt, bringt die Parodie hervor, und so ist das Verhältnis Charlys und seiner Freunde zum Sport im Grunde ein parodistisches. Seit der Kindheit haben sowohl Liebe als auch Unglaube große Fortschritte gemacht – und beide zusammen ergeben die Leidenschaft. Eine parodistische Leidenschaft aber ist ein zutiefst konservatives Gefühl. Führte man den dreien diese Herleitung vor und bezeichnete sie in ihrer Liebe zum Sport als Konservative – vermutlich würde keiner von ihnen ernsthaft widersprechen.

Charly würde den Unterschied soziologisch erklären, sieht er solche Erwachsenen vor sich, für die der Ernst des Sports nie gebrochen wurde. Wenn ich an das Frankreich-Spiel 82 denke, wie überdreht und zotig und rassistisch wir uns vor dem Fernseher gebärdet haben, wie nur smarte Jungs aus gutem Hause es fertigbringen, die sich im Leben nicht gemeinmachen würden mit diesen Zocker- und Zuhältertypen in ihren dicken Autos, wenn ich stattdessen daran denke, wie auserwählt ich mich gefühlt habe, als ich damals zum ersten Mal in den Tennisclub kam mit all den braunen Mädchenbeinen in den weißen Söckchen, mit der leuchtend roten Asche auf dem Platz, mit den Holzschlägern und den weißen Pullovern mit rotblauem Zopfmuster, mit den Leuten, die im Clubhaus die Eltern freundlich grüßten und dann uns – das war der Sport, den man praktizierte, beim aktiven Fußball blieben irgendwann nur die Hauptschüler ...

Sag mal, ist das ein Alptraum gewesen, oder hat Curren McEnroe und Connors wirklich beide in drei Sätzen gefuckt? fragt Tommy.

Kai nickt: Der große McEnroe! Völlig chancenlos. Blaß, langsam, ungläubig. Stumm. Vor allem stumm. Hat nicht einmal gemeckert und geflucht wie sonst. Als hätte dieser Curren ihm

mit seinen unglaublichen Returns das Mark aus den Knochen gesogen ... Der unzerstörbare Connors genauso. Nach einer Stunde guckt er auf die Anzeigetafel und liegt zwei zu null Sätze zurück. Und eine halbe Stunde später war die Messe gelesen.

Charly verzieht heuchlerisch den Mund: schon bitter für die beiden. Er fühlt sich wie jemand, der vier Asse auf der Hand hat und kein Mitgefühl empfinden kann. Muß an Beckers Gesten denken gegen Nyström, als es wirklich auf der Kippe stand. Dieses wilde Nicken. Dieses Pusten in die Hand. Diese Tanzschritte, die trippelnden, die Ellbogen in die Taille gestemmt, das Becken vorgeschoben, als würde er einen riesigen aufgepumpten Schwengel vor sich hertragen. Ungeheuer obszöne Bewegung. Fehlte nur die halbmeterweit ausgreifende Wichsgeste. Shuffle, hat ein Kommentator das genannt, der das Becken übersah, Becker-shuffle.

Am Tag nach Currens Sieg über McEnroe saß ich im Arkadash, da kam Joe herein, erinnerst du dich Kai, der aus dem Oberseminar bei Behrendt, der Engländer oder besser Waliser mit seinem roten Haar und Graham-Hill-Schnurrbärtchen, und als die Rede auf McEnroes Niederlage kam, sagte er mit dieser typisch britischen beiläufigen Entschiedenheit, so daß es sich nicht anhörte wie eine Meinung, eine Einschätzung, ein persönlicher Tip, sondern wie eine mathematische Kausalität, ein Axiom, das er in aller Selbstverständlichkeit aussprach, mit leichter Verwunderrung womöglich noch darüber, daß kein anderer in der Lage war, leidenschaftslos eins und eins zusammenzuzählen: McEnroe draußen? sagt er. *So Becker has it if he wants. Sounds strange, a German tennis player.*

Da ist es dir erst eigentlich aufgegangen. Vorher war es, glaube ich, nur die Freude daran, endlich einen deutschen Tennisspieler siegen zu sehen, nach all den Jahren voller Bungerts, Meilers, Pinnars. Die Augen und wie er sich bewegte, das vage Gefühl, der könne mehr draufhaben als die üblichen Flaschen. Sicher, bei den Frauen gibt es Achtungserfolge, Top Ten-Sachen. Aber dieser Satz von Joe, dieser objektive, ruhige Satz: *So Becker has it.* Da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Er kann es wirklich schaffen. Er kann siegen. Ein Deutscher! In Wimbledon! Und

dann das Wichtigste, der unnachahmlich britische Zusatz, tiefgründigste Philosophie: *If he wants. So Becker has it if he wants.* Wenn er es denn will. Je länger man darüber nachdenkt, desto unausschöpflicher ist das. *Becker has it. If he wants.* Daran liegt es alles. Es wirklich zu wollen.

Die Krone liegt da, und er kann sie sich nehmen. Aber er muß es wollen. Ich will verflucht sein, wenn ein Typ mit diesen Augen, jemand, der sich mit so einem Blick aus dem Staub hochrappelt, nicht wirklich will. Und dann der Nachsatz, den hab, glaube ich, nur ich wirklich gehört, da hob Joe das Kinn und sah mich an, der Ritterschlag: *Sounds strange, a German tennis player.* Was hieß das? Das hieß: Willkommen im Club. Ihr gehört dazu, hieß das. So muß Montgomery rübergestarrt haben nach Tobruk zu Rommel. So war der Blick, den sich Mitchum und Curd Jürgens zuwarfen am Ende von »Duell im Atlantik«, als sie sich zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sahen, nachdem sie anderthalb Stunden versucht hatten, den andern auf den Meeresgrund zu schicken. *Sounds strange a German tennis player,* sagt der Landsmann von Fred Perry, der Clubverwalter von Wimbledon sozusagen, der Türhüter des zivilisierten Westens. Hut ab. Charly, du kannst die Welt aus den Angeln heben, *if you want.* Und deswegen weiß er, daß es um mehr geht als um Tennis heute nachmittag.

Langsam nimmt die Spannung zu. (Vielleicht ist ja auch alles nur Täuschung und Einbildung und hinterher das schale Gefühl, um einen Sommernachmittag betrogen zu sein und vor der Glotze hängend von einer Zäsur im eigenen Leben geträumt zu haben, lächerlich.)

»...*unser Reporter heute: Reiner Deike!...*«

Die Trauung in das schöne alte Stellingener Rathaus mit seinen von geschwungenen Puderzuckerröllchen gerahmten Kreuzfenstern und Backsteingiebeln zu verlegen war Charlys Idee. Christine hätte auch auf dem eigentlichen Eimsbüttler Standesamt in den Grindelhochhäusern geheiratet. Aber obwohl das Gründerzeitgebäude mit den hohen, stuckverzierten Decken und der Treppe unter dem Eingangserker weitab steht, fast bei Hagen-

becks Tierpark, ist für Charly kein anderer Ort in Frage gekommen. Er wollte ein typisches Eimsbüttler Ambiente, selbst wenn man dazu, strenggenommen, Eimsbüttel verlassen mußte. Er wollte einen Ort, der seiner Phantasie von Eimsbüttel entspricht, und das tun die berühmten Hochhäuser am Grindelberg überhaupt nicht.

Seine Phantasie von Eimsbüttel ist Teil der umfassenderen Phantasie, die sich um Christine rankt. Frische Liebe wuchert, ähnlich wie ein Tumor, aber sie ernährt sich, anders als ein solcher, weniger vom eigenen, als vom Körper des geliebten Menschen, in dessen Leben sie auch ihre Metastasen schickt. Ist man verliebt, entzücken einen nicht nur äußerliche Details des anderen, die Geste, mit der er sein Haar aus der Stirn streift, die unvermutet heisere, kehlige Stimme nach der körperlichen Liebe, der graziöse Bogen, den sein Körper beschreibt, wenn er sich rückwärts verbiegt, um der Ferse mit dem Zeigefinger in den Schuh zu helfen (und wie dabei ihr Schwanenhals sich dreht und der blonde Schopf über die Schläfe fällt), es ist vielmehr seine Gesamtheit, die der Liebende sich einverleiben, aneignen will, um ihm näherzukommen, ihn zu erfassen, und der wichtigste Bestandteil dieser im Grunde unfaßlichen Figur im Raum des Jetzt ist ihre Vergangenheit, das heißt, all die Christines, die sie gewesen ist, um zu der zu werden, die vor dir steht, all die Christines, die dir nicht gehört haben, die dir fremd sind, die dich faszinieren, auf die du eifersüchtig bist, die du auch besitzen willst und deshalb rekonstituieren mußt wie ein Archäologe, dem sich beim Graben nach Scherben nach und nach eine ganze vergangene Welt zusammensetzt.

Der Schlüssel zu diesen früheren Christines heißt Eimsbüttel. Hier ist sie geboren, hier ist die Tischlerei ihres Vaters, hier hat sie ihre gesamte Kindheit verbracht, und seit sie zusammen sind, hat sich das Viertel, das für Charly zuvor einfach ein beliebiges Hamburger Stadtviertel gewesen ist, in seinen Augen vollkommen verwandelt. Jeder Spaziergang ist zu einer Art Jakobsweg geworden, an jeder Straßenecke befindet sich ein Reliquien-schrein, jede Fassade, jeder Platz, jede Perspektive ist aufgeladen, bedeutungsschwer, sehnsüchtig stimmend. Selbst die Leerstellen

üben eine melancholische Faszination aus, so wenn Christine auf ihren Wegen durch die Methfesselstraße, die Sillemstraße, die Lutterothstraße, den Hellkamp auf irgendein lieblos hochgezogenes Flachdachgebäude deutet und sagt: Hier war vorher der Milchladen, oder: Hier stand das Haus, in dem mein Kindergarten war. Sehen sie über den Zaun, hinter dem das Elefantentor steht, und Christine erklärt, daß sich hier »früher« der Haupteingang befunden habe, überkommt Charly das Gefühl, sie überblicke, wie Hammonia, die Ortsgöttin, die gesamte Geschichte der Stadt. Deutet sie auf ein platanenumstandenes Rondell an einer Kreuzung verkehrsberuhigter Straßen und erzählt, hier habe sie Fahrradfahren gelernt, blickt Charly mit solcher Sehnsucht und Nostalgie auf die skateboardfahrenden Halbwüchsigen und die zwei verhüllten Türkinnen mit Kinderwagen, als könne er im Innern ihrer Silhouetten die fünfzehn oder zwanzig Jahre jüngere Geliebte mit Zöpfen und Söckchen ebenso sehen wie zuvor in dem Aldi-Container das an dieser Stelle abgerissene zweistöckige Backsteinhaus mit dem duftenden Laden und seinen Milchpumpen und dem Block Molkereibutter (den er aus eigener Kindheitserinnerung rasch nach Eimsbüttel transferiert hat).

»Ja, wie sind die Chancen von Boris Becker? Es hat natürlich Umfragen gegeben. Die alten Meister sind befragt worden, gerade Fred Perry, den wir eben gesehen haben, hat gesagt: Ich habe schon vor dem Halbfinale auf Boris Becker gesetzt. Ich bleibe dabei, warum soll ich jetzt die Pferde wechseln? John Newcombe und Lewis Hoad, die beiden berühmten Australier sagen: Curren vielleicht, aber eigentlich spricht doch 'n bißchen mehr für Becker. Die beiden einzigen, die sich klar festgelegt haben für Curren, sind Stan Smith, der hier 1972 gewonnen hat, und die Siegerin im Dameneinzel, Martina Navratilova. Arthur Ashe, der Kapitän der amerikanischen Davis Cup-Mannschaft, wollte sich nicht festlegen...«

Siehst du, ist doch gar nicht so schlecht.

Abwarten und Teetrinken.

Aber Eimsbüttel hat noch eine weitere und tiefere Bedeutung für Charly, die zugleich eine von Christines Eigenschaften

ist, vielleicht die, auf die er am eifersüchtigsten ist und die er sich daher mehr als alle anderen einverleiben muß: Eimsbüttel ist Christines Heimat. Und Heimat ist Christines fremdeste und für Charly kostbarste Eigenschaft, weil er selbst keine besitzt. Nicht so eine.

In Wirklichkeit laufen solche Gefühlsprozesse natürlich andersherum, als man sie wahrnimmt, aber was bedeutet in Gefühlsdingen schon Wirklichkeit? Tatsächlich hat das Thema Heimat für Charly nur diese Bedeutung erlangt, weil Christine, die er liebt, eine hat. Hätte Charly sich stattdessen in eine Diplomaten-tochter verliebt, reagierte er vermutlich mit derselben zehrenden Sehnsucht, die jetzt Namen wie Unnapark und Ottersbekallee in ihm hervorrufen, auf die vagen Bilder eines Zugvogellebens zwischen den privilegierten Wohngebieten irgendwelcher Kapitalen von Rio bis Athen, von Kairo bis Stockholm.

Aber die Tatsache, daß Christine, obwohl die Familie, als sie zwölf oder dreizehn war, ein Stück weiter raus gezogen ist, ein und denselben Ort in der Zeit sich hat wandeln sehen, sich mit ihm gewandelt hat, daß sie auswendig weiß, welche Straßen, Fassaden und Anblicke hinter einer Häuserfront liegen, auf die man sieht, daß sie auf Fenster deuten und sagen kann: Hier wohnt immer noch die alte Frau Kosswitz, daß ein weißhaariger Mann, der sein Einkaufswägelchen durch die Osterstraße schiebt, sie wiedererkennt, begrüßt und nach ihrer kleinen Schwester fragt, die doch nun auch schon »eine erwachsene Frau« sein müsse, daß sie auf eine vorbeiradelnde Braunhaarige mit Walkmanstöpseln in den Ohren deuten und sagen kann, die habe sie damals im Park in die Brennesseln geschubst, all das läßt Charly, vergleicht er es mit den eigenen abgebrochenen, aufgepfropften, fragmentarischen Erinnerungen, der Heimat im Rückblick auf seine Kindheit und Jugend, einen Wert beimessen, den er dem Begriff und den dazugehörigen Erlebnissen und Gefühlen damals niemals zugestanden hätte. (Ebensowenig übrigens wie Christine selbst, für die das alles nur Selbstverständlichkeiten sind: Sie geht mit viel gespaltenen Gefühlen durch Eimsbüttel, da ihr all die baulichen und atmosphärischen Veränderungen wehtun.)

Sie kommen, sagt Kai.

Tennis ist ein zutiefst britischer Sport geblieben. Understatement beim Einmarsch der Gladiatoren: Die Kamera fokussiert auf den schmalen, von einer grünen Trennwand geschützten Gang, wo beide Männer aus den Katakomben auftauchen. Ein jovialer Leprechaun, schwer bepackt mit Taschen und Schlägern wie ein Caddie, macht selig lächelnd den Anfang. Dann ein ernster Funktionär im Blazer. Dann Becker, man sieht nur den weißblonden Schopf, der Blick geht nach unten, er kaut an einem goldenen Halskettchen, weiße Trainingsjacke mit dicker blauer Bauchbinde, eine wandelnde Premiumzigarre. Neben ihm der braunhaarige Curren mit Mittelscheitel und Supertramp-Haarschnitt, knochiges Kinn, ein Mann, Beckers Lippen dagegen sinnlich wie die von Brigitte Bardot. Neben ihnen ein zweiter Funktionär im hellgrauen Anzug. Der Applaus brandet hoch, wird noch einmal stärker, als sie auf dem Court erscheinen. Eine helle Menschenmenge mit Sonnenbrillen und Sonnenhüten, darüber das graue Schieferdach wie das einer überdimensionierten englischen Jagdhütte. Der Typ im grauen Anzug eine Art Zeremonienmeister. Auf sein unsichtbares, unhörbares Kommando bleiben sie stehen, machen auf dem Absatz kehrt, verneigen sich stumm zur königlichen Loge (wie beim Stierkampf), wo aber traditionell nur der Herzog und die Herzogin von Kent sitzen mit ihren gebleckten windsorschen Pferdegebissen. Keine Hymnen, keine eigens komponierte Fanfare, nichts. Und wie sie latschen und aussehen in ihren schlabbrigen Lycra-Anzügen. Kein Bewußtsein von der Größe des Augenblicks. Aber was erwartest du? Die haben beide die Hosen voll. Hinterher wird schon einer den Kopf heben.

Charly liebt Wimbledon, denn er liebt Traditionen. Vielleicht liebt er den Sport überhaupt nur, weil er Traditionen liebt, denn es gibt nichts Traditionelleres. Zeremonien der ewigen Wiederkehr, das über die Jahre im Wandel Gleichbleibende, das es einem erst erlaubt, Vergleiche anzustellen – früher und heute – und Teil der vergehenden Zeit und der sich aufbauenden Historie zu werden. Die stille Macht der Institution, stärker als jedes Indivi-

duum, macht den Sieg zu mehr als einem Sieg, macht aus einem Sportwettkampf einen Mythos, eine Erinnerung des eigenen Fleisches, der eigenen Haut. Das Atavistische. Der Löwe, Herr seines Reviers, der nach hundert Kämpfen schließlich einem Jüngeren unterliegt, alles verliert, seine Frauen, sein Land, und zum Sterben ins Exil geht. Naturgesetz. Die Tragödie im Amphitheater: Aufstieg, Behauptung und Fall. Und dabei immer die Hoffnung auf ein Herkules-Schicksal, ein einziges Mal auf dem Höhepunkt, vor der ersten Niederlage, entrückt zu werden. Der Zwang zu weißer Kleidung, dem noch die größten Rebellen Folge geleistet haben, das Grüßen und Abschreiten des Spaliers der Balljungen und -mädchen, die Diener oder Knickse vor der Loge, der englische Sommerregen, und wie in einem Ballett klappen die Schirme auf, mit einem Klang wie Meeresrauschen wird im Laufschrift die grüne Plane über das Spielfeld gezogen, und die Kameras suchen trostlose Perspektiven: die leeren Tribünen von schräg oben aus der letzten Reihe mit der angeschnittenen Dachkante, von der sich die Tropfen wie Perlschnüre abseilen. Sonntägliche Langeweile, die ebenso dazugehört wie die spitzen Schreie bei einem As oder einem vermeintlichen As und das dezente, selbst beim dritten Mal mit kaum erhobener Stimme genäselte *Quiet please* oder *Quiet please, Ladies and Gentlemen*. All das ändert sich nie.

Ja, es wäre wie die Aufnahme in einen ehrwürdigen Club. Von Cramm, dem Gentleman, dem ein Pferd auf dem heimischen Gut die Fingerkuppe abgebissen hatte, war es nicht gelungen in der Nazizeit, und, erinnerte sich Charly recht an die Passage in dem Sportbuch, entschuldigte er sich beim Londoner Publikum dafür, so schlecht gespielt zu haben gegen Fred Perry. Aber wenn es diesem Becker tatsächlich gelingt, wenn es ihm gelingt ... Das wäre eine von diesen Wunscherfüllungen, die man nie für möglich gehalten hätte, so etwas wie der erste Indiana Jones. Zwanzig Jahre lang hat man sich durch die Western und Krimis und Abenteuerfilme durchgelangweilt bis zum Showdown, und dann dieser Film, der mit dreihundert pro Stunde anfängt und überhaupt nicht mehr runterkommt. Kein Gedanke an Plausibilität, sondern die ganze Zeit nur immer gib ihm die Kante, als würde

ein Weihnachtsmann auf Koks seinen ganzen Sack über dir auskippen. Aber das hier wäre noch viel mehr. Keine Fiktion. Eine Ermächtigung. Hier und jetzt wird gesprungen. Und er ist cool, so etwas James Deanhaftes, unentschieden zwischen Mann und Kind, sehr seltsam und irgendwie jaggerhaft sexy mit diesen Fruchtlippen, zugleich auch fremd und unnahbar in seiner privaten Glocke, irgendeine primitive und wahnsinnig effiziente Poesie ist da am Werk.

Eine Stimmung von Festlichkeit, auf den Rängen, beim Kommentator. Und auch hier.

Siehst du, was dieser Curren für einen Unterbiß hat? Gräßlich! sagt Thommy.

Wann war das, September oder Oktober 82, ein wunderbar sonniger Herbst, als wir auf der Düne saßen am Ellbogen im warmen Sand, umspielt von der Brise, und in den Sonnenuntergang blickten. Es ging um die Beatles und jungen Ruhm, den Zauber, aber auch die Gefahren von jungem Ruhm, das Süchtigmachende daran, die Angst davor, den Traum davon, und in einem ersten kühlen Anhauch die Furcht, die von der einsetzenden Abendkühle kaum zu unterscheiden war, die halbe Anerkennung, daß dieser Zug für sie beide bereits abgefahren sein könnte. Ich kann damit leben, der Gedanke an Ruhm ist ein Spielgedanke, aber Thommy, der Schriftsteller werden will, für den war das euphorische Träumen schon in erste Bitterkeit getaucht, so als hätte er mit dem Schreiben nur die zweite oder dritte Wahl getroffen, nach der Musik und dem Sport, weil diese Berühmtheit nie so eruptiv, so wahnsinnig und sexy sein kann und meistens noch die Ehrungen so langweilig und steif sind wie die Jubiläen eines Schützenvereins.

Was macht ihn aus, den Zauber jungen Ruhms? Zunächst das Wunder des Herausknospens, des Herausbrechens von Genie aus der völligen Anonymität und dem Magma dieser Nachpubertätsjahre. Das Unverdiente, Unerarbeitete. Das Göttergeschenk des reinen Talents und seine glückhafte, vollkommen unwahrscheinliche Durchsetzung. Daß man ganz ungerechterweise von den Göttern bevorzugt wird, geliebt wird, aus einem dunklen

Schlamm Gleichgearteter herausgezogen wird ins Licht. Und dabei das unbeschädigte Selbstbewußtsein des jungen Menschen, der nichts für normaler, für angemessener hält, als daß gerade er und seine Schöpfung als beispielhaft erkannt werden. Ach, daran glauben dürfen, und zum Teufel mit aller Selbstbescheidung und Einordnung!

»Die Wetten bei den Buchmachern sind heute ausgeglichen, die Chancen heute sind wirklich 50:50.«

Plötzlich ist sich Charly dieses Tags, dieser Stunde ganz bewußt. Er sieht alles und sich selbst darin, gestochen scharfes Diorama, in dem er umherschweifen kann. Sonntag. Hochzeit mit seiner Traumfrau. Bohnerwachsgeruch im Standesamt. Die bewundernden Blicke der Freunde. Mutter, Vater, Erika mit zum zweiten Mal sich rundendem Bauch, das Baby im Kinderwagen im Mittelgang. Der Blumenstrauß aus Pfingstrosen und Levkojen. Die Goldringe. Das Tiefdruckpapier der Urkunden. Die Erwartung der Feier heute abend, ein leises Spannungssummen. Jetzt: die Wohnung in der Nachmittagssonne. Staubpartikel in der Luft. Kai, Thommy, Vertrautheit. Das Finale von Wimbledon mit einem Deutschen. Der große Bildschirm, dazu im Augenwinkel die Manschettenknöpfe in dem dunkelblauen Glasaschenbecher. Komponenten eines besonderen Tages. Eines Glückstages. Unterirdisch ein schales, flaches Gefühl im Magen: Angst vor der Niederlage Beckers, die den Tag zusammenstürzen ließe, ihn zurückkatapultieren würde in einen dieser trüben Kindheitssonntage, wenn gegen Mittag mit dem Geruch nach Fisch aus der Küche der Stimmungsumschwung einsetzte. Gewinnt er nicht, ändert das auch nichts an der Hochzeit und dem Fest, aber einmal könnte doch alles klappen. Einmal Perfektion.

Die Kamera zoomt auf die Tribüne. Die blonde Freundin Currens und wie eine ergraute, faltige Version derselben Frau: seine Mutter. Dann Bildwechsel. Ion Tiriac. Weißes Hemd, schwarzer Mongolenschnurrbart, schwarze Strickkrawatte. Undurchdringliches Gesicht. Links neben ihm Günter Bosch. Mit der Brillantine-Welle im Haar sieht er aus wie eine Margarine-Reklame in »Das Beste« aus den Fünfzigern. In die Jahre gekommener Ted-

dyboy. Alle möglichen nervösen Kräuselungen laufen über sein Gesicht. Mit der rechten Hand kratzt er sich den linken Unterarm. Curren macht Dehnübungen. Applaus rauscht auf. Jubelschreie wie Schaumkrönchen darüber.

»Herzlicher Beifall für die beiden Finalisten. In wenigen Sekunden geht es los mit Aufschlag Becker.«

Dieser Tiriac ist ein ganz raffinierter Hund, sagt Kai.

Kaum zu glauben, daß er selbst mal Spitzenspieler war. Davis Cup-Finale gegen die Amis immerhin.

Austausch von Kenntnissen. Man ist nicht nur Fan, auch, vor allem, Kenner der Materie. Zahlen, Daten, Zusammenhänge, Statistik, Historie, Fachausdrücke: Slice, überrissene Vorhand, Rückhandcross...

Ja, wirkt eher wie eine bleichgesichtige Version von Don King. Aber jedenfalls der richtige Manager, um Kohle zu machen.

Tiriac hat einen Riecher. Wenn der sich Becker unter den Nagel gerissen hat, weiß er warum.

Stille jetzt auf dem Center Court wie nach dem Stimmen eines Orchesters. Man könnte eine Chips-Tüte rascheln hören. Charly setzt sich gerade, rückt bis an die Sofakante vor. Kai hat bereits die Finger am Schnurrbart. Becker erster Aufschlag: die nach hinten gebogene Stahlfeder – die Explosion – das Zusammenschnappen. Ein As.

Erste Adrenalinausschüttung. Der Zug ist angefahren, du bist an Bord.

Kai: Wahnsinn!

Charly: Geil! Geil!

Thommy: Boah!

Nur solche Bilder, nur solche Momente!

Zurückschlendern zur Grundlinie. Schläger am Absatz abklopfen. Curren in die Hocke wie ein Abfahrer vor dem Startsignal. Aufschlag, Return, Volley. Punkt.

Der nächste Aufschlag. Diese langsame, fast zeitlupenhafte Geste, wenn er den Arm hebt, um den Ball hochzuwerfen. Großaufnahme, die blonde Wimpernmarkise, die rosige Zunge im Mundwinkel. Cross diesmal. Bumm! Curren reckt sich, kommt

nicht ran. Ein As. Der Linienrichter duckt sich weg wie ein Boxer vor dem Schlag. Hinter ihm kracht der Ball ins grüne Schaumgummikissen. Aufschrei läuft in Wellen durchs Publikum.

Game to Becker. Becker leads one game to love, first set.

»Ein guter Auftakt für Boris Becker. Eins zu Null-Führung im ersten Satz.«

Der Aufschlag, das ist, sowas hab ich noch nie gesehn.

Stan Smith hatte so nen ähnlichen Aufschlag, sagt Thommy.

Geh mir nicht auf die Eier mit Stan Smith. Wenn du den heute sehen würdest, das wäre ein Damenaufschlag dagegen, die haben doch damals alle son Frauentennis gespielt, Topspin hui übers Netz, trippel trippel.

Blödsinn!

Das Gedächtnis legt Schwarzweißfotos von Suzanne Lenglen über die Erinnerung an Erika im Club in Hannover. Mehr *concours d'élégance* als Sport. Dabei doch das kurze Röckchen. Ihre langen Beine mit dem roten Rhombenmuster, das die Äderchen auf den Schenkeln bildeten, wenn sie erhitzt war, ihr ausgestreckter Arm, wenn sie einen Passierball erwischen wollte. Die grüne Plastiksonnenblende auf ihrer Stirn. Pferdeschwanz. Wie sie auf der Terrasse des Clubhauses deine Physikaufgaben gemacht hat. Warum hat sie mit ihrem Einserabitur und dem brillanten Studium diesen Vollidioten geheiratet, der ihr jetzt schon das zweite Kind andreht? Kurz vor ihrer Hochzeit wart ihr im Kino. Einer der raren Momente von Offenheit zwischen euch in den letzten Jahren. Danach hat sie einen über den Durst getrunken und gesagt: Wenn man schon *A woman under influence* sein soll, dann will ich mir den Mann, unter dessen Scheffel ich mein Licht stelle, wenigstens selbst aussuchen. Die Bilder von Erika damals bringen Charly wieder auf die Heimat Christines und die fehlende eigene.

Die Erinnerung an den Ort, aus dem er den Milchladen nach Eimsbüttel importiert hat, Friedrichshafen, wo sie drei Jahre verbracht haben (Charly war vier, als sie aus Hamburg weggezogen), beschränkt sich auf den Schulweg die Rosenstraße hinab, die Sandöschstraße entlang an der französischen Kaserne vorüber

mit den Panhards und Simcas auf der Straße und den mißtrauisch in ihre Richtung blickenden, kleinen, sehnigen, braunen Männern, über die Hauptstraße hinüber, deren Namen er vergessen hat, die Maybachstraße hinab, linker Hand das Maybachwerk, rechts das gelbe achtstöckige Hochhaus, immer neben Erika her, die, ein Jahr älter und damals noch größer als er, ein Tempo vorlegte, das er nur halten konnte, wenn er bei jedem zweiten oder dritten Schritt ein paar schnelle Trippelschritte einlegte. Kommst du? fragte Erika, und er antwortete gepreßt, um zu verbergen, daß er außer Atem war. Er hat seine Schwester nie gebeten, langsamer zu gehen, kein einziges Mal. Er weiß noch, wie stolz er darauf war. Was existiert noch von Friedrichshafen? Zwei Schwarzweißbilder der Erinnerung: Winter und Schnee und ein Magirus-Lastwagen mit langer Haube, der sich brüllend die Steigung von der Promenade zur Brücke über die Eisenbahn hochquälte, dort, wo die Hochstraße begann und der Milchladen stand. Und ein weiteres, ebenfalls aus dem Winter: jenes andere Hochhaus an einer Kreuzung in der Innenstadt, das auf einem schmalen Sockel ruhte und hohe Richtantennen auf dem Dach hatte und neben dem der Verkehr auf der schneematschbraunen Straße in einer Unterführung verschwand, die für Charly immer einem Höllenschlund glich, weil dort für ihn die bekannte Welt endete.

»Der zweite verlorene Flugball für Curren. Er wirkt hier am Anfang doch nervöser als Becker. Wenn Becker überhaupt nervös ist. Aber ich glaube schon, daß er es ist...«

Game to Becker...

»Und der erste Doppelfehler und der erste sogenannte Break. Eine Entwicklung, die Curren sichtbar nicht mag...«

...two games to love.

»Was für ein Start in dieses Match!«

Der Erfolg über alle Maßen, das Auf-goldenen-Fontänen-zum-Himmel-Getragenwerden, bevor man jemals die Gelegenheit hatte, bitter zu werden von Niederlagen und unerfüllten, unerfüllbaren Hoffnungen. Und dieses Gefühl – wahrscheinlich sogar ein aufleuchtendes Wissen – um das Einzigartige, das dir geglückt ist:

Please please me, und der Funke springt über. Die dir gleichen, die Gleichaltrigen, die Brüder und Schwestern des eigenen Lebens, die eigene Generation, von deren Anonymität du eben noch ein Teil warst, sie stürmen heran, erheben dich, tragen dich auf Händen, du bist derjenige, der ihre Träume lebt, in dir findet ihrer aller Existenz ihre Rechtfertigung, ihre Berechtigung, ihren Ausdruck. Durch dich erleben sie Ewigkeit im Augenblick. Du bist der Messias. Und du bist zwanzig Jahre alt oder wieviel auch immer. Und unsterblich. Ein Schauer überläuft ihn bei der Erinnerung an diesen Moment dort auf den Dünen, als es so schien, bald könne es auch für sie soweit sein und sie hätten nur noch ganz kurz zu warten auf die Apotheose. Die Dauer eines Matches ...

Dieser Curren ist mir ein Rätsel. Wo kommt der her? Wie hat der Connors und McEnroe so weghauen können? O Gott, dieser Return! Da kann Becker nur noch dumm aus der Wäsche schauen. Wenn der jetzt returniert wie gegen McEnroe, dann ist Ende der Fahnenstange.

Nun hör doch auf zu unken, hat doch gerade erst angefangen.

Wenn Beckers erster Aufschlag nicht mehr kommt, dann ist Sense, sag ich dir.

Und warum sollte er nicht mehr kommen?

Die Nerven, mein Lieber. Irgendwann muß dem ja klarwerden, wo er hier steht. Wie diesem Tausendfüßler, der sich die Beine verheddert, als er drüber nachdenkt, wie er es macht.

Fourty-thirty. Das Stadion hält den Atem an.

Die in Zeitlupe beginnende, dann ansatzlos im Kontakt des peitschenartig auf den Ball treffenden Schlägers verwischende Bewegung. Die nach hinten boxenden Ellbogen beim Sprint ans Netz. Die weißblond beflaumten Säulenbeine. Der Return als Passierball längs der Seitenlinie. Becker schaut ihm hinterher wie einem abfahrenden Zug, den er trotz Gerenne zum Bahnsteig hoch nicht mehr erreicht hat.

Der läuft in sein Verderben. Warum bleibt er nicht einmal auf der Grundlinie, wenn er kein As schlägt, und versucht, ihn auszuspielen. Der muß doch gesehen haben, was der Wichser für Returns schlägt.

Herrgott, weil er schon unterwegs ist, kaum daß er den Ball getroffen hat. Weil er auf seinen Aufschlag vertraut.

Hoffentlich vergeht ihm dieses Vertrauen nicht mitsamt dem Aufschlag. Wenn er noch fünf sone Dinger um die Ohren bekommt, steckt er auf.

Der steckt nicht auf. Du hast doch gesehen. Der ist irgendwo auf Wolke sieben. Der spielt im Rausch. Der kann gar nicht runter.

Mensch, irgendwann wird er auch schnallen, daß er erst siebzehn ist und ungesetzt.

Geil! Das Aufrauschen der Menge. Beide schlurften zum Bänkchen.

Becker leads ...

Hast du das gesehn? Hast du das gesehn? Diesen Volley? Diesen Aufschlag? Geil geil geil.

Siehst du!

Ich brauche ein Bier. Ich verdurste. Willst du nicht auch eins?

Ich hab gestern abend genug gebechert, letzter Abend als freier Mann. Ich mach mir nen Kaffee.

Kaffee! Ich brauch ein Bier!

Ja geh halt holen! Steht in der Küche. Ich kann hier jetzt nicht weg.

Soll ich euch auch eins mitbringen? Kaffee machst du dir doch sowieso keinen, und heute abend hast du auch nichts zu tun, außer dich feiern zu lassen.

Aber hinterher, sagt Thommy und leckt sich in einer Pantomime des geilen Wolfs von Tex Avery die Lippen.

Angebot zum männlichen Standardgespräch, auf das Kai gleich einsteigt: Wenn du ihn nach drei Bier nicht mehr hochkriegst, spring ich ein. Als Trauzeuge hab ich das Recht dazu.

Charly lächelt. Er weiß, daß sich in diesen Phrasen auch ein Kompliment für Christine versteckt. Er liebt dieses gemütliche, etwas suhlige Gefühl männlicher Kameraderie.

Jedesmal bei Aufschlag Becker hält er den Atem an: Wenn er ihn nur durchbringt! Alles, bloß kein Break, daß dann womöglich die Nerven durchgehen und alle Dämme brechen.

Schon Nyström und Mayotte haben mich ein Jahr meines Lebens gekostet, auch wenn man hinterher, gestärkt von Beckers stählernen Nerven und seinem völligen Mangel an Angstphantasien, wie neugeboren aus dem Match hervorging. Platt, mit nassen Händen, aber stark, glücklich, selbst ein potentieller Sieger. Und dieses fürchterliche Regenmatch gegen Jarryd, denn es ist ja von Runde zu Runde schlimmer und spannender geworden.

Die Hoffnung auf und der Glaube an Wunder sind leicht wie Flaumfedern. Beim ersten Windstoß fliegen sie davon. Hinterher zieht man sich dann der Kleingläubigkeit, ja mehr noch: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Zuversicht vor dem Fernseher und der magischen Kraftübertragung auf den Sportler. Bei Deutschland–Frankreich 82, da hat dich Thommy hinter dem Sofa hochgeholt, als es drei-eins stand, er sagte, ich weiß, daß sie es noch schaffen, ich weiß es, jetzt ist Rummenigge drin, da scheißen sich die Frenchies in die Hosen. Hinterher beim Finale war ihr Glaube aufgebraucht und prompt. Andererseits, nach der Logik müßte man nur alle Chinesen mit Fernsehern ausrüsten, und nie mehr würde ein anderer als die Schlitzaugen was gewinnen.

Als Jarryd den ersten Satz locker für sich entschied und bei Becker gar nichts klappte, konnte man sich noch sagen, das will nichts heißen, siehe Nyström oder Mayotte. Wie er da umgeknickt ist und sogar mit seiner hellen Jungenstimme dem Schiedsrichter zugerufen hat, er mache Schluß, da hätte man in den Fernseher springen und ihn schütteln mögen. Und die Bilder dann dieses seltsam häßlichen, gelblichen Fußes, die Zehen sahen so zusammengepreßt aus, als wäre er fünfzehn Jahre lang in spitzen Pumps umhergelaufen, und diese gelben, eingewachsen aussehenden Zehennägel, irgendwie beruhigend, daß er rein körperlich auch was Ekliges, Schweinehaftes hat, aber gut, nach dem ersten Satz immer noch Ruhe. Doch als es dann im zweiten 5:4 Jarryd stand und Vorteil für ihn, da ist mir plötzlich kalt geworden, als stünde ich selbst dort auf dem Platz und wäre siebzehn und hätte im Halbfinale einen Satzball gegen mich zum 0:2. Eigentlich zittert einem dann die Hand. Was soll er da machen?

Probieren, zweite Chance gibts nicht mehr. Er kann eigentlich nichts mehr tun außer aufgeben. Und dann schlägt er einen Volley aus unglaublicher Position cross, ich weiß nicht, göttliche Eingebung, Mut der Verzeiflung, Glück, die Venus von Milo der Tennisschläge, Moses teilt die Wasser, eine Geste von einer Zehntelsekunde, wert, in Marmor gemeißelt zu werden, Einstand, die ganze Zeit atmest du nicht, dann ein Punkt, der nächste Ballwechsel, jetzt ist er im Vorteil, und dann: plötzlich wieder ein As, ausgerechnet in diesem Moment fällt ihm wieder ein, wies geht. Ein As, und er hat den Satzball abgewehrt und rettet sich ins Tie-Break. Ein Champion. In solchen Momenten merkst du. Da gibts, das ist das Große am Sport, kein Tricksen und kein Blenden. Und dann kam der Regen. Platzregen, eine Dusche, als hätte auch der Himmel eingehalten und pißte jetzt los.

Einmal hat dich eine Szene an den Stierkampf erinnert, an die Momente, wenn der Matador nach mehreren Passagen mit der Muleta den Stier gebannt hat und sich mit einer dieser verächtlichen spanischen Gesten abwendet, sich umdreht, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, ihm provokant den Rücken zuwendend, mit diesem schwulen Hämorrhoidenschritt davonstolziert. Genauso dreht sich Jarryd ab, als er vorne am Netz einen Punkt gemacht hat, einen Ball, nach dem Becker vergeblich gehechtet ist, jetzt liegt er am Boden, Jarryd schaut gar nicht hin, schreitet zurück zur Grundlinie.

»Und nun hat er zwei Satzballé!«

Charly und Kai springen zugleich auf, strahlen sich an, klatschen sich ab mit feuchten Handflächen. Thommy hält demonstrativ beide Daumen hoch.

Game and first set Becker.

Geil!

Sie sagen »Gaaail«, ein Geräusch, das den Mund in die Breite zieht und wie der größte Teil ihrer fragmentarischen Unterhaltung eine Chiffre ist. Jeder weiß, was der andere empfindet: ein einsilbiges, kurzes Glück.

»Ist das möglich!? Hier sehen wir die Eltern, die eigens aus Leimen hier angereist sind.«

Ach Gott, siehst du die Perlenkette von Muttchen. Und das grüne Kleid, süß.

Und Vati erst mit der Sechziger-Jahre-Krawatte!

»Ich glaube, es ist für sie angenehmer, bei der Publizität, die dieser junge Mann erreicht hat, hier zu sein und ihren Sohn zu bewundern. Erster Satz nach sechsunddreißig Minuten, wir sehen es oben rechts, mit 6:3 für Boris Becker.«

So, der Erste ist geschlagen und gewonnen, es besteht nun keine akute Gefahr. In solchen Momenten setzt eine gewisse Routine ein, im Stadion wie vor dem Fernseher. Aufstehen und Recken ist erlaubt, vielleicht sogar kurzes Hinausgehen, das zur Psychologie großer Sportereignisse zu gehören scheint, deren Kampfstätte man gerne momenteweise verläßt, vielleicht um die Nerven zu beruhigen für den nächsten Akt, um sich in noch größere Spannung zu versetzen – vielleicht geschieht das Entscheidende ja gerade, wenn ich draußen bin – oder um sich gegen den Bann zu behaupten, ihm die eigene Macht entgegenzustellen: Solange ich fort bin, kann nichts geschehen.

Nicht daß Charly und die anderen das Interesse verloren hätten, aber so ein Tennismatch auf Rasen ist eine seltsame Kombination explodierender, verwischender Momente von künstlerisch-körperlicher Aktion, die man sich hinterher im gegenseitigen Wechselspiel von »Und hast du gesehen, wie er ...« vergegenwärtigen muß, um sie erst wirklich wahrzunehmen, und völlig leeren, genormten Zwischenzeiten: die Seitenwechsel, die Pausen auf den Stühlen, ein Handtuch um die Schultern, das Nippen an Plastikbechern, während die verzweifelte, rastlose Kamera übers Publikum irrt auf der Suche nach minderen Blickfängen, ratlos auf dem blauen leeren Sommerhimmel verharrt, die grüne Anzeigetafel mit dem Rolex-Signum fixiert, die leuchtenden Golddukatensziffern, oder es mit dem väterlich ruhigen Schiedsrichter vom Stuhl probiert. Irgendwer hat einmal eine Statistik geführt, aus der hervorging, daß ein Zweistundenmatch auf Rasen aus sage und schreibe sieben Minuten Action besteht, der Rest ist Beiwerk.

Charly steht in der Küche. Er lockert die Krawatte noch mehr, öffnet das Fenster, das auf den grünen Hinterhof Richtung Kanal

hinausgeht, dehnt die steifen Beine, knackt mit den Fingerknöcheln und nimmt sich ein Bier aus dem Kühlschrank.

Das rauschende Wuususchsch, mit dem der Lautsprecher des Sonygeräts das Aufbrausen des Beifalls herüberbringt, läßt ihn erstarren.

Was ist denn los? Wie stehts? Mach ma lauter!

»Das ist der Boris Becker, wie wir ihn schon öfter erlebt haben. Wenn es sein muß, hechtet er sich nach dem Ball, in dem Falle aber vergeblich.«

Eins-eins, keine Panik.

»...wieder die dynamische Aufschlagbewegung von Becker. Er ist sehr schnell vorn, viel schneller als in den bisherigen Begegnungen. Und hier der Hechtsprung. Das Hemd ist jetzt zwar schmutzig, aber Becker hat ausgeglichen.«

Ich geh mal eben pissen. Ruft mich, wenn was passiert.

Er geht in seinen schwarzen Pantoffeln ins Badezimmer, wäscht sich die feuchten Hände und sieht sich im Spiegel an. Immer der Versuch, hinter die Haut zu blicken. Schon als Kind davorgestanden wie vor einem Gemälde: Gewiß, das dunkle Haar, die hoch aufgeschossene Gestalt, die etwas gebogene Nase, die etwas zu schmalen Augen und Lippen, der trotz allem schöne ebenmäßige Schnitt, alles gut getroffen, aber wo versteckt sich das Besondere, das Einzigartige, das dich von anderen unterscheidet? Als müsse der Künstler irgendwo ein Zeichen gesetzt haben, das sich bei genauer Beobachtung erkennen ließe. Als müsse hinter der Folie der Haut die Antwort liegen. Man ist sich selbst gegenüber blind.

Von den zwei Jahren in Dachau, die auf Friedrichshafen folgten, weil der Alte eine neue, bessere Stelle hatte und auch für die Kinder alles besser werden würde, selbst wenn sie jetzt fünf Kilometer mit dem Rad zur Schule fahren mußten bei jedem Wetter, erinnert er sich nur mehr an die Fußballspiele auf die einander gegenüberliegenden Garagentore bei Ecki, der in dem benachbarten Mietshaus wohnte. Wie es donnerte und schepperte, wenn ein Ball einschlug, und wie der Hausmeister schimpfend aus seiner Wohnung kam und sie alle auseinanderstoben. Dort war er

auch gefragt worden, ob sein Vater bei »EiBiEm« arbeite, der vielen Umzüge wegen und weil er nicht von hier war. Charly hatte »ja« gesagt, weil er IBM beeindruckender fand als die aufeinanderfolgenden Autozulieferer, bei denen der Alte Abteilungsleiter und später Personalchef war, meist schon wieder beim nächsten, sobald er die Familie nachgeholt und eine Wohnung, ab Dachau dann ein »schönes Einfamilienhaus«, für sie gemietet hatte. Nach Dachau kam Hannover, besser gesagt Hemmingen Westerfeld, bis sie dann 1972 endlich wieder zurück nach Hamburg zogen, um es drei Jahre später wegen der Amsterdamer Eskapade noch einmal für ein Jahr zu verlassen.

Aber die Erinnerung an all diese Orte ist nur ein in absolute Dunkelheit gebohrter Lichttunnel, der irgendwo abbricht und nicht bis in die Gegenwart reicht und an dessen Wänden links und rechts Bilder hängen, die, soviel sie dir bedeuten, zusammen keine Geschichte ergeben, kein Panorama, keine Kontinuität. Die vielen unbekanntenen Eimsbüttler Christines der Vergangenheit sind nämlich im Grunde eine einzige, wogegen Charly ein Puzzle mit fehlenden Teilen ist, zusammengesetzt aus einem Friedrichshafener, einem Dachauer, einem Hannöverschen, einem Amsterdamer und schließlich einem Hamburger Charly. Daß dir genau dieser Wirrwarr lange Zeit als modern erschienen ist, daß du auch heute noch unterschreiben würdest, all die Umzüge und Eindrücke hätten deinen Horizont erweitert über das Niveau von Leuten hinaus, die immer am gleichen Fleck geblieben sind, daß du, genau wie Erika, den Schneller-Höher-Weiter-Ehrgeiz, mit dem Papa das Familienleben angetrieben und beschleunigt hat, auch in dir selbst als Antriebsquelle sitzen hast – wie sollte es denn auch anders sein –, all dies hat so gar kein argumentatives Gewicht mehr, seit du Christine liebst und ihr Leben: eine Idylle abseits von überspanntem Ehrgeiz, eine Heimat, wie du sie auch gerne gehabt hättest.

Es ließe sich einwenden, daß Christines Familie eine solche Eimsbüttler (und Handwerker- und Sozialdemokraten-) Idylle nie gewesen ist, daß sie bei der erstbesten Gelegenheit, sich ein Reihenhaus leisten zu können, Eimsbüttel verlassen hat, daß

die Erziehung der Kinder offenbar nicht nur in Harmonie und Toleranz und Offenheit verlief, andernfalls wären die Konflikte nicht zu erklären, die zumindest Annemarie mit ihren Eltern ausficht. Ja, es ließe sich vor allem einwenden, daß du dir, kratzt man die ganze Romantiktünche ab, mit der du Christines Herkunft verkleisterst, eigentlich eine etwas bessere Schwiegerfamilie gewünscht hättest (und auch die Eltern und Erika haben bei der ersten Begegnung Blicke getauscht und die Nase gerümpft, auch wenn sie es nicht wagten, dir gegenüber etwas offen zu kritisieren oder zu bespötteln), etwas mehr Bildung und Horizont, eine etwas größere, leichthändigere bürgerliche Sicherheit des Auftretens, ein anderes gesellschaftliches Umfeld, etwas mehr Geschmack und Stilsicherheit – kurz und gut: etwas Standesgemäßerer.

Ha! Genau! antwortet deine empörte Liebe diesen diabolischen Einflüsterungen, denn der Blick auf das Tennisspiel hat sie plötzlich auf eine gewagte Gedankenkonstruktion gebracht: Stand unser Leben nicht seit jeher unter dem Gesetz der Logik des Sports, wo es nur die Wahl zwischen Sieg und Niederlage gibt (und selbst bei Sportarten, die ein Unentschieden kennen, ist das nur ein Aufschub, eine Vertagung der Entscheidung, die unweigerlich kommen muß)? Und ist deine Sehnsucht nach Christines Heimat nicht die Verweigerung dieser Lebenslogik? Ja, ist deine Liebe zu ihr nicht deshalb so kostbar, weil sie diesen erschöpfenden Teufelskreis unterbricht? Ist nicht die Liebe eine bewußt und willentlich herbeigeführte Niederlage? Ist zu lieben nicht die Erlösung? Endlich unterliegen dürfen. Angesichts deiner Hoffnung auf Beckers Sieg macht dieser Gedanke dir plötzlich angst. Einen Moment lang scheinen hier zwei sich ausschließende Logiken einander gegenüberzustehen, dann verwirren deine Gedanken sich, der Faden reißt, du bist wieder im Hier und Jetzt.

»Hier eine Fußballeinlage. Die Fans freuen sich. Tie-Break. Erster Punkt für Becker. Und gegen den Aufschlag von Curren. Das wird ihm Mut geben. Und völlig verzweifelt sieht seine Freundin aus. Sie atmet tief durch. Sie hatte bislang allen Grund zum Strahlen, zum Jubeln. Jetzt ist aber Kevin Curren in Schwierigkeiten. 1:0 für Becker.«

Ob sie seinen verschwitzten Schwanz wohl lutscht nach so einem Match? fragt Thommy.

Wenn er den Zweiten auch gewinnt, können wir uns entspannen, sagt Kai.

Charly ist schon wieder absorbiert von den hin- und herwischenden Schatten auf dem Bildschirm. Er weiß so wenig, welche Gedanken eben noch durch seinen Kopf gezogen sind, wie der Himmel sich an die Wolkenbildungen von vor fünf Minuten erinnert. Das Bier ist warm, woran er merkt, daß er seit einiger Zeit den Flaschenhals umklammert hält. Kai wühlt in seinem Schnurrbart wie nach Läusen.

Tennispublikum, gerade in Wimbledon, ist im allgemeinen fair. Ungleich fairer als beim Fußball. Trotzdem gibt es Sympathien. Eine kollektive Zuneigung zu einem Spieler, die etwas ausmachen kann, manchmal schon vorher festgelegt, von den Medien, von der näheren oder ferneren Vergangenheit der Sportler, manchmal sich erst im Laufe eines Matches bildend, ganz selten während des Spiels die Seiten wechselnd.

Kraftstrahlung aus Hunderten, aus Tausenden geballter Fäuste, die Energie von Stoßgebeten. Oder einfach die Jubelsirene und die launigen aus den kurzen Zwischenmomenten der Stille tönenden Anfeuerungsrufe: *Boris, I love you!* Mit wem identifiziert man sich bei einem solchen Spiel? Ohne das Mitzittern bleibt nicht viel hängen, objektives Interesse am Sport ist nicht möglich. Man muß sich mit dem Lokalpatrioten identifizieren oder dem Landsmann, dem Champion oder dem Außenseiter, dem Schöneren, dem Böseren, dem Chancenlosen, dem Götterliebbling oder dem Underdog ... Heute fällt es leicht ...

Bevorzugen die Engländer den blonden deutschen Jungsiegfried oder den Favoritenkiller? Hängts am hübschen Gesicht, der Haarfarbe, der Nationalität, dem ritterlichen oder provozierenden Verhalten auf dem Platz? Ich glaube, heute neigt sich die Waage zugunsten Beckers. Blutjung, schön, ungesetzt, stark und verzweifelt. Er fällt in die Scheiße, klopft sich ab, macht weiter. Erstaunlich, daß offenbar keiner der Tommies mit *Kraut* und *Tank* kommt wie beim Fußball.

»... Curren nur dreimal. Aber er hat alle seine Tie-Break-Sätze gewonnen.«

Wie seltsam steif die Beine und der Rücken sind bei Becker, wenn er aufschlägt. Diese zu engen Shorts. Deshalb wirken die weißen Beine so massiv. Die anderen haben weitere Hosenbeine. Gewiß, Curren hat die beiden letzten Champs rausgeworfen, als Außenseiter. Das müßte ihm eigentlich Sympathien bringen. Aber es war zu glatt, sie hatten keine Chance. Es waren keine heroischen Matches. So haben die Leute eher das Gefühl, daß Curren sie um ein großes Endspiel betrogen hat. Das werfen sie ihm vor. Was man sich so alles zusammenphantasiert, damit die Dinge passen...

»Sechs Punkte. Es werden die Seiten gewechselt, ohne daß es gestattet ist, sich hinzusetzen, sich ein wenig auszuruhen.«

Wär ja auch noch schöner, bemerkt Kai.

Das hat ihm immer gefallen: die psychologische Kriegsführung, wenn sie am Netzrand vor dem Schiedsrichterstuhl aneinander vorbeimüssen. Weil sie meist gleichzeitig zu diesem Engpaß kommen. Bloß nicht den andern ansehen. Bloß cool und gleichgültig. Er macht es selbst auch so, alle machen es so. (Frauen nicht.) Wenn er null-vierzig zurückliegt, wirft er Jobst alle vier Bälle, mit denen sie spielen, zum Aufschlag rüber, um ihm zu signalisieren, daß er sie noch brauchen wird.

Den Tie-Break verscheißt er, sagt Kai unvermittelt aus dem Nichts heraus. Ansatzlos, apodiktisch wie ein Orakel.

Klopf auf Holz, zischt Charly ihm zu. Was soll das? Solches Geunke ist nie gut. So ein Match ist ein fragiles Gebilde. Jede schlechte Vibration...

Becker gehechtet. Den Ball nicht erreicht. Gott, wie langsam er sich aufrappelt. Punkt für Curren.

»... es muß für die fast unerträglich sein, zuzuschauen...«

O Gott! O je!

Kai springt auf, halb auf, und läßt sich wieder in den Sessel fallen, der ächzt.

»... wohl der beste Return von Kevin Curren im ganzen Spiel. Und der bringt ihm zwei Satzballen.«

Hast du das gesehen? Hast du das gesehen? Bumm! Unmöglich, so ein Return ...

Halts Maul, sagt Charly. Aber Becker hat den Ball bereits ins Netz geschlagen.

Game and second set Curren.

»Jubel beim Publikum, bei Curren und seinen Angehörigen. Kevin Curren gewinnt den zweiten Satz im Tie-Break mit 7:6. Schade, schade für Boris Becker, der mit 3:0 geführt hatte. Jetzt ist alles wieder offen. So ist das halt auf Rasen. Da dominiert man, und innerhalb von ein paar Minuten kann sich das Blatt wenden. Womit ich nicht gesagt haben will, daß Boris Becker nun verloren ist.«

Ist er aber, sagt Kai. Jetzt wirts schnellgehn, wirst du sehn.

Die Zuschauer sind warmgelaufen. Glücklich rutschen sie auf ihren Stühlen herum, wie um festeren Halt zu bekommen, jetzt, wo es noch dauern wird. Niemand wird an diesem sonnigen Nachmittag im berühmtesten Tennisclub der Welt durch einen schnöden Dreisatzsieg um seine Emotionen betrogen werden. Becker hat den ersten Aufschlag. Die Rolex-Anzeigetafel, die ins Bild gerückt wird, goldgrün zitternd, mit den ominösen schwarzen Löchern der ungespielten drei noch möglichen Sätze. Eine Tragödie mit Katharsis und dem Satyrspiel der schwachsinnigen Interviews hinterher, eine erfolgreiche Massen-Autohypnose, während der man sich mit angehaltenem Atem darüber hinwegtäuscht, daß sie so keinerlei praktische Bedeutung besitzt, gemessen an Kriegen, Krisen, Zahnschmerzen oder der Liebe – die sie dennoch allesamt zu unterbrechen oder sogar anzuhalten vermag. Ein neuer Chef der Sowjets, neue Hoffnung aufs Ende des Wettrüstens, vierzig Jahre Kriegsende, was berührt dich daran, gemessen an der Lebenswichtigkeit, die dieses Tennisspiel besitzt? Hier hocken Wetter, die ein kleines Vermögen gewinnen könnten. Irgendein Typ beschließt, noch eine Chemotherapie zu überstehen, weil er sieht, daß Menschen über sich hinauswachsen können, um ein Ziel zu erreichen. Ein ganzer Industriezweig fiebert mit, Profitennis ist die Speerspitze eines weltumspannenden Netzes von Kinderarbeitern in Asien bis zu Topmanagern

in den Staaten und Herzogenaaurach. Es ist völlig bedeutungslos und zugleich von unübertrefflicher Wichtigkeit.

Die beiden sind auf Betriebstemperatur. Aufschlag, Return, Volley, Punkt. Kaum ein längerer Ballwechsel. Abgewandte Gesichter. Geballte Fäuste. Noch hat keiner eine Bresche geschlagen in die Selbstsicherheit des anderen. Aber das Gerüst wankt. Die Fangarme der Spannung, die auch die des drohenden Unheils sein könnten, greifen aus, umschlingen Charly, umschlingen ihn wie Schlangen den Laokoon, von dem man beim Anblick der Skulptur auch nicht sagen kann, wieviel Genuß in seinem verzweifelten Ringen steckt. Ich und Match überlagern sich, die elektrischen Ströme beider Organismen fließen zusammen, Spiel und Charly wachsen aneinander fest. Beckers Bewegungen, Beckers Schläge, Beckers Taktik, jeder Impuls in seinem Hirn, der in Lichtgeschwindigkeit als Befehl an die Muskeln gesendet wird, kommt wie ein fernes Echo auch noch in Charlys Körper an. Zuckende Waden, geballte Fäuste, Schweißabsonderung, der Ansatz einer Vorwärtsbewegung, zu schwach, den Körper aus dem Sofa zu heben, mahlende Kiefer, lautlose, sinnlose Wörter aus klaffendem Mund, die nicht im eigenen Hirnstamm geformt werden. Der Versuch mitzudenken, auf der Höhe zu bleiben. Andersherum muß es auch funktionieren: die eigenen Kräfte mobilisieren und bündeln, um den Spieler zu stärken, der zur Marionette deiner Wunschgewalt werden müßte. Dich sammeln, aus den tiefsten Tiefen schöpfen, Kräfte, Ruhe, Durchhaltevermögen. Aber woher nehmen? Die Titelmusik von Indiana Jones: Da da-di da, daa da daa. Was hast du sonst noch in petto an starken Emotionen, die du in die Waagschale werfen könntest?

Jenes Gefühl grenzenloser Freiheit, intensivster, zehrender Freiheit damals, als er mit Thommy zum Skifahren nach Lech unterwegs war und sie hinter Bregenz abbogen, weil sie glaubten, die kürzere Route über Warth wäre offen, als sie die Serpentinien hinauffuhren und sich ihnen plötzlich in der Februarsonne ein unsagbar weites Hochtal darbot, in der Tiefe die verschneiten Gipfel, so weiß, höher die Berghütte, ein schwarzer Tuschekringel, höher die Wolken, weit, weit alles, grenzenlos.

Hohe Momente, die muß ich ihm rüberfunken, die müssen aus meinen Atomen in die von Becker überspringen, Triumphrausch, spürst du, komm, jeder hilft dem andern ins Licht –

»O je!«

Stille im Stadion. Bei 3 : 3 liegt Becker bei eigenem Aufschlag null-vierzig hinten. Kai springt auf und läuft hinter den Sessel, hält sich mit beiden Händen an der Lehne fest. Kann ihn jetzt nicht haben. Er stört. Er müßte weg, er ist Curren. Charly würdigt ihn keines Blickes. Kein Trostwort, keine Aufmunterung. Ballwechsel. Atem anhalten. Curren hechtet. Aber Becker macht den Punkt. Sie umarmen einander. Jetzt ist es wieder gut, daß er da ist, sein Arm auf deiner Schulter. Wenn man in solchen Momenten allein ist und keinen Blitzableiter hat, niemand zum Anfassen –

»Haben Sie das gesehen? Im Fliegen diese harte Vorhand. Aber Becker war auch da. Hat er sich wehgetan? Eine ganz wichtige Situation. Und für beide. Hier im dritten Satz und für das gesamte Match.«

Game Curren.

»Zum ersten Mal nimmt Kevin Curren Boris Becker das Aufschlagspiel ab. Die Vorentscheidung im dritten Satz?!«

Es steht auf der Kippe, denkt Charly. Jetzt steht es auf der Kippe. Es kann alles noch schiefgehen. Er starrt Kai an, fasziniert davon, wie dessen Körper sich der Zentralkontrolle entzogen hat: Der Mund knabbert achtlos, aber fanatisch am Nagel seines rechten Zeigefingers, wie ein Tier, das sich ein in die Falle geratenes Glied abfrißt. Jetzt fällt die Kinnlade nach unten. Der Zeigefinger zieht sich aus dem Mund zurück und zupft, wühlt im Schnurrbart. Die nassen Handflächen reiben sich mechanisch auf den Sessellehnen trocken, während der rechte Fuß ein unsichtbares Baßpedal bearbeitet. Die rechte Hand scheint nach etwas greifen oder eine Fliege fangen oder verscheuchen zu wollen, dann sinkt sie so langsam auf die Lehne wie ein landender Zeppelin. Jetzt hebt sie sich wieder, ergreift die Bierflasche, erhält aber nicht den Befehl, sie zum Mund zu führen. Ein autonomer Nervenknoten im Arsch katapultiert das Bek-

ken ein Stückchen nach oben, aber der Körper, der nicht weiß warum, folgt sofort wieder der Schwerkraft zurück in den Sessel. Die Bierflasche wird erneut abgesetzt, ein fremdes Objekt, das die Hand nicht länger berühren will. Die landet stattdessen auf dem Scheitel, kratzt ihn pflichtschuldig, reibt über die Stirn. Die Augen sind währenddessen auf den Bildschirm fixiert, die hin und her zuckende Iris folgt wie ein Cursor den bewegten Bildern. Der Mund formt lautlos Worte, die man ohne Lippenlesen zu können als Wiederholungen des Fernsehkommentars erkennt.

Es fällt Charly auf, wie weit das Sofa nach hinten gerutscht ist. Offenbar hat er, während er Kai beobachtete, so gezappelt, ist so oft aufgesprungen und hat sich wieder verzweifelt und erleichtert fallen lassen, daß –

Währenddessen ihre mitlaufende Konversation: Ja! O Gott! Verdammte Scheiße! Mach es! Scheiße! Nein! Warum macht er...? Genial! Hastudasgesehn? Das gibts nicht! Dasdarfdochnich...!

Die TV-Passivität zwingt die Körper wie im Schlaf zu Ersatzbewegungen, angedeuteten Schritten. Unregelmäßige Atmung. Eine REM-Phase im Wachzustand. Die blöden, leeren Gesichter von Menschen, die voll konzentriert oder vollkommen abwesend sind. Die Stoßgebete im Kopf, nur Wortfetzen: Er darf nicht – bitte nicht – mach daß er –

»*Wie clever gespielt!*«

Ein gehetztes Hin und Her, Explosionen von Muskel- und Schnellkraft, eine diagonale Choreografie, die sich mit jeder atemlosen Sekunde zu einer mythischen Oper, zum Heldenepos auftürmt, zum zitternden Bewußtsein, etwas Einmaligem in Realzeit beizuwohnen, etwas Unvergeßlichem, das hinterher binnen weniger Stunden als Bild, als Bewegungsablauf in der Erinnerung wieder zu Nichts zerfallen wird und nur als Mosaiksteinchen einer Emotion überlebt. Die Kämpfe der Götter und Titanen, die hier auf der Erde ihre Fortsetzung und Entsprechung erfahren, satyrspielhaft, trivialisiert, bannend trotzdem.

»*Ist das denn drin? Wieder die geballte Faust. Und der verdiente Beifall für Boris Becker.*«

Wie ein vorüberrasender Düsenjäger im Tiefflug der Schrei, den Beckers Rebreak den Zuschauern abpreßt: Jiiirraaahh!

Quiet. Quiet please, Ladies and Gentlemen. Thank you.

Die beruhigende Stimme des Schiedsrichters wirkt auch auf Charly, Thommy und Kai. Die Atmung normalisiert sich. Zurechtrücken auf der Sitzfläche. Bereitmachen für den nächsten Ansturm. Stille. Nur das leise Rauschen des Fernsehers. Der Kommentator meldet, daß Becker sein fünfzehntes As geschlagen hat.

Hast du den Blick von Curren gesehn nach dem Rebreak? Völlig ungläubig. In dem ist was zerbrochen.

Nicht zu früh freun, sagt Charly zwischen den Zähnen.

Kai deutet mit dem Kinn auf den Bildschirm.

Hast du gesehn? Seine Haare sind länger geworden seit Turnierbeginn. Jetzt gehn sie ein bißchen über die Ohrn.

Wie er vorhin am Boden lag im zweiten Satz: wie ein verwundetes Tier bei der Großwildjagd. Und wie er sich dann wieder hochgerappelt hat.

Wann kommt eigentlich Jobst?

Nach dem Spiel, nehm ich an. Er muß sich ja auch noch umziehn und dann aus Alsterdorf rüber, während Ines den ganzen lieben langen Tag mit Christine zusammengluckt. Mir müßten die Ohren klingeln.

Wie lange kennst du sie eigentlich schon? fragt Kai.

Wen, Ines?

Ines kennt man immer schon zu lange, wirft Thommy ein.

Ewigkeiten. Über zehn Jahre. Aus der allerersten Cliquenzzeit, als ich aus Hannover zurück war. Da war sie dreizehn oder so. Bevor wir wieder weg sind nach Amsterdam. Nee, Ines kannte ich schon, da habe ich von Christines Existenz noch nichts geahnt. Obwohl die beiden die ganze Zeit in einer Klasse waren.

Und Jobst?

Der hat irgendwie immer dazugehört, erklärt Thommy.

Und wie sind die beiden zusammengekommen?

Ines, ich mag sie ja wirklich gern, wie eine Schwester, aber sie ist halt immer ein Wanderpokal gewesen. Vielleicht war es ja wie

